

Edlef Köppen  
Heeresbericht



Edlef Köppen

# Heeresbericht

Anaconda

Die Originalausgabe dieses Buches erschien zuerst 1930 unter dem Titel *Heeresbericht* im Horen-Verlag, Berlin. Orthografie und Interpunktion wurden unter Wahrung des Lautstandes und grammatischer Eigenheiten der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

© 2026 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Büro Ziegler, Köln

Umschlagmotiv: © Büro Ziegler, Köln

Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1610-9

www.anacondaverlag.de

*Denen  
die mich am Leben  
erhielten*



*Oberzensurstelle Nr. 123 O. Z. 23.3.15: Es ist nicht erwünscht, dass Darstellungen, die größere Abschnitte des Krieges umfassen, von Persönlichkeiten veröffentlicht werden, die nach Maßgabe ihrer Dienststellung und Erfahrung gar nicht imstande gewesen sein können, die Zusammenhänge überall richtig zu erfassen. Die Entstehung einer solchen Literatur würde in weiten Volkskreisen zu ganz einseitiger Beurteilung der Ereignisse führen.*

Notiz:

Personennamen und Bezeichnungen der Truppenteile entsprechen – außer in den Dokumenten – nicht der Wirklichkeit



# Erster Teil



# Erstes Kapitel

## I

*Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen usw. verordnen auf Grund des Artikels 68 der Verfassung des Deutschen Reiches, was folgt: Das Reichsgebiet, ausschließlich der Königlich bayrischen Gebietsteile, wird hierdurch in Kriegszustand erklärt. Diese Verordnung tritt am Tage ihrer Verkündigung in Kraft. Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrücktem Kaiserlichen Insiegel.*

Gegeben Potsdam, Neues Palais,  
den 31. Juli 1914

*Wilhelm I.R.  
von Bethmann Hollweg*

## Mobilmachung

*Ich bestimme hiermit:*

*Das Deutsche Heer und die Kaiserliche Marine sind nach Maßgabe des Mobilmachungsplans für das deutsche Heer und die kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen.*

*Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.  
Berlin, den 1. August 1914*

*Wilhelm I.R.  
von Bethmann Hollweg*

## Deutsche Kriegsfreiwillige

*Auf Grund des § 98 der Heer- und Webrordnung kann sich jede Persönlichkeit, die ihrer Dienstpflicht noch nicht genügt hat, bei Ausbruch der Mobilmachung einen Truppenteil (Ersatzbataillon usw.) nach Belieben wählen. Wenn er dies nicht tut, wird bei der bald einsetzenden Aushebung über ihn verfügt. Als Kriegsfreiwillige können sich solche Leute bei einem Ersatztruppenteil melden, die keine gesetzliche Verpflichtung zum Dienen haben, ferner jugendliche Personen zwischen 17 und 20 Jahren, soweit sie sich nicht in solchen Bezirken aufhalten, in denen der Landsturm aufgeboten wird. (1. August 1914)*

## 2

*Der Student Adolf Reisiger, geb. am 1. April 1893 zu Henthen, ist heute militärisch auf seine Militärdiensttauglichkeit untersucht worden.*

*Befund: Größe 1,72  
Brustumfang: 78/87  
Fehler: H B 85  
1 A 55 links  
1 A 75 Plattfüße  
H = 1  
S = mit - 66/6  
Tauglich.*

*Dr. Jakowski, 16. Aug. 14  
Kgl. Preuß. Feldartill.-Reg. 96/Ersatz-Abtg.*

### Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches

*Wir Lehrer an Deutschlands Universitäten und Hochschulen dienen der Wissenschaft und treiben ein Werk des Friedens. Aber es erfüllt uns mit Entrüstung, dass die Feinde Deutschlands, England an der Spitze, angeblich zu unsern Gunsten einen Gegensatz machen wollen zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem, was sie den preußischen Militarismus nennen. In dem deutschen Heere ist kein anderer Geist als in dem deutschen Volke, denn beide sind eins, und wir gehören auch dazu. Unser Heer pflegt auch die Wissenschaft und dankt ihr nicht zum wenigsten seine Leistungen. Der Dienst im Heere macht unsere Jugend tüchtig auch für alle Werke des Friedens, auch für die Wissenschaft. Denn er erzieht sie zu selbstentsagender Pflichttreue und verleiht ihr das Selbstbewusstsein und das Ehrgefühl des wahrhaft freien Mannes, der sich willig dem Ganzen unterordnet. Dieser Geist lebt nicht nur in Preußen, sondern ist derselbe in allen Landen des Deutschen Reiches. Er ist der gleiche in Krieg und Frieden. Jetzt steht unser Heer im Kampfe für Deutschlands Freiheit und damit für alle Güter des Friedens und der Gesittung nicht nur in Deutschland. Unser Glaube ist, dass für die ganze Kultur Europas das Heil an dem Siege hängt, den der deutsche »Militarismus« erkämpfen wird, die Manneszucht, die Treue, der Opfermut des einträchtigen freien deutschen Volkes. – Berlin, den 16. Oktober 1914.*

An den Kriegsfreiwilligen Adolf Reisiger

F.A.R. 96

Regimentsstab

Feldpost

23. Oktober 1914.

*Mein lieber Junge! Nun bist Du schon eine Nacht und einen Tag von uns fort. Und wenn diese Zeilen Dich erreichen, wirst Du vermutlich längst am Feinde sein. Wir wissen ja nicht, wie lange der Krieg dauert, und ich hätte es ja am liebsten gesehen, wenn ich Dich nicht mehr hätte herauslassen müssen, aber ich muss ja andererseits verstehen, dass es für Euch junge Menschen keine Ruhe gibt, und ich kann nur wünschen und hoffen, dass Du gesund zurückkehrst.*

*Mir ist der Abschied gestern doch sehr schwer geworden. Natürlich ist das alles anders, wenn man wie gestern auf dem Bahnhof von dem Gedanken getröstet wird, dass ich ja nicht die einzige Mutter bin, die ihr Kind jetzt an den Feind schicken muss.*

*Und dann hatte ich den Eindruck, dass Du mit Deinen Kameraden auch sehr vergnügt im Zug gesessen hast. Wir sind, als der Zug fort war, auch gleich nach Hause gefahren, weil Vater noch zu tun hatte. Ich habe aber fast gar nicht schlafen können. Du weißt ja, dass von unserer Wohnung aus der Lärm, der vom Bahnhof kommt, nachts sehr laut zu hören ist, und das war in der vorigen Nacht besonders schlimm. Ein Transportzug nach dem anderen rollte nach dem Westen. Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, wo diese großen Massen von Soldaten, die Deutschland jetzt auf die Beine bringt, alle herkommen, und wie dieser ganze Betrieb funktioniert.*

*In der Zeitung stand gestern Abend von besonders heftigen Kämpfen nordwestlich und westlich von Lille. Du wirst verstehen,*

*dass ich mit großer Sorge daran denke, ob Euer Transport am Ende nicht gerade dort ausgeladen wird.*

*Vater habe ich heute Morgen nur kurz gesprochen, aber er lässt Dir sagen, dass er sehr stolz darauf ist, seinen Jungen nun auch im Feld zu wissen. (Ich hätte lieber, Du könntest weiter studieren.) Ich sprach übrigens heute Mittag den Bürgermeister. Alle meinen, dass der Krieg bestimmt noch vor Weihnachten zu Ende ist.*

*Bitte schreib, sowie Du diese Zeilen bekommen hast, und vergiss nicht, dass Du mir versprachst, jeden Tag ein Lebenszeichen zu schicken.*

*In Liebe*

*Deine Mutter*

## 5

Der Brief wurde dem Kriegsfreiwilligen Reisiger ausgehändigt, als er mit einem Ersatztransport das Stabsquartier des aktiven Regiments Feldartillerie 96 erreicht hatte.

Nachmittags kam man dort an.

Hundemüde wurde das Kommando in einen Garten getrieben und in zwei Gliedern aufgestellt, die Front zu einer großen weißen Villa; auf der Veranda saßen Offiziere beim Kaffee.

Wo ist denn nun der Krieg, dachte Reisiger. – Sind wir jetzt an der Front? Vor zwei Tagen mussten wir unsere Waggons verlassen, weil die Züge nicht weiterfahren durften. Dann: Fußmarsch, durch zertrümmerte Dörfer. Dann: des Nachts, in der Scheune, dumpfes Zittern in den Ohren: Hört ihr, da wird geschossen. – Und nun? Die Offiziere in Litewka, ohne Waffen? Und wo sind die Geschütze? Wo ist der Feind?

»Stillgestanden! Augen – rechts!«

Ein älterer Offizier kommt die Treppe der Veranda herab, jüngere folgen ihm. Aha, der Regimentskommandeur. Hinter ihm, ein dickes Notizbuch vor der Brust, die Wachtmeister der Batterien.

Jetzt wird man uns begrüßen, denkt Reisiger. Als Nachschub, als Kameraden, die den Kämpfenden zu Hilfe kommen.

Nein. – Der Kommandeur lässt rühren, steckt sich eine Zigarette an, besieht sich die Neulinge prüfend. Aber er sagt nichts. Kein Wort. Er winkt schließlich mit der Hand. »Also los, die Batteriewachtmeister!«

Was jetzt geschieht, gleicht einer Auktion überflüssiger und lästiger Waren. Die Wachtmeister gehen die Front ab, durchmustern die Reihe, tippen dem einen und anderen vor die Brust: »Sie kommen zur Ersten Batterie.« – »Sie kommen zur Vierten.« – »Sie kommen zur Leichten Kolonne.«

So geht das hin und her, unfreundlich, uninteressiert.

Reisiger sieht, dass alle Kriegsfreiwilligen bereits beschlagnahmt sind. Einer nach dem andern tritt aus der Reihe und stellt sich seitwärts auf, nur er steht noch. Steht schließlich ganz allein.

Hat man mich vergessen? Ich habe mich doch freiwillig hierher gemeldet. Das ist doch nicht möglich, dass alle Wachtmeister einfach an mir vorübergehen. Und die andern marschieren schon ab ...

Der dickste der Wachtmeister steckt ihm den dicken Zeigefinger erst in den Rockkragen und dann in das Koppel: »Kriegsfreiwilliger, was? Man merkt's.«

Reisiger schießt Blut in den Kopf. Bin ich denn ein Museumsstück? Alle grinsen mich an. – Er blickt in lauter fett lachende Gesichter. Muss schlucken, um seine Erregung zu verbergen.

Der dicke Wachtmeister gibt ihm einen Stoß vor die Brust: »Also gut, ich nehme dich mit. Vielleicht kann man doch noch

einen Soldaten aus dir machen. Leichte Munitionskolonne 2, verstanden?»

Damit wendet er sich ab und redet mit dem Leutnant, der in der Nähe steht.

Reisiger hat zum ersten Mal, seit er Soldat war, das Gefühl, ganz allein zu sein. Und viel zu jung und gänzlich hilflos. – Das ist also das Soldatenleben an der Front? Das ist die Kameradschaft vor dem Feind?

Er steht immer noch stramm und starrt gegen die weiße Villa.

Die Offiziere gehen gelangweilt auf die Veranda zurück. Der dicke Wachtmeister folgt ihnen.

Nach einer Weile erscheint ein bärtiger Soldat. »Na dann komm man, Kamerad«, sagt er. »Du nimmst den Karabiner. Ich trage deinen Tornister. So, ich gehe vorweg.«

## 6

*... Ist nicht alles zugegangen, wie es in der Fibel steht? Der gute, noble, treue, deutsche Michel; der schwarze, niederträchtige Russe, der zu Unrecht den Ehrentitel Europäer führt; der Engländer, verdächtig zuwartend, und unten im Südosten der Balkane, der Bomben wirft, mordet und verrät: alles wie in der Fibel! Man kann das politisch bedauern, – aber muss man nicht ein Volk segnen, dafür, dass es sich aus Treue und Vertrauen betrügen ließ, heute in dieser mechanisierten Zeit genau wie vor Jahrhunderten? Keine ›Kriegsbegeisterung‹, kein ›Feuer‹, wie es die Romanen haben, nicht der Schwung immer beschwingter Seelen, – aber aus Zweifel und Missbehagen aufbrechend ein Gefühl männlicher Abwehr, schlicht, nobel, lautlos beinahe, kühn – im höchsten Grade moralisch scheint*

*mir der Antrieb zu sein, der dies schwer bewegliche Volk in solch unerhörte Bewegung trieb.*

(Emil Ludwig, »Der moralische Gewinn«.  
Berliner Tageblatt, 5.8.1914)

## 7

Standort der 2. L.M.K.: ein kleines Dorf südlich Arras. Reisiger tritt mit seinem Kameraden aus dem Garten des Stabsquartiers auf die Straße.

Hier ist kein Krieg. Kinder und Frauen laufen herum, sitzen vor den Haustüren, lachen die beiden Soldaten an, grüßen mit deutschen Brocken »guten Ahm.«

»Hier wird's dir schon gefallen. Bei uns ist ein ganz anständiges Leben«, sagt der Kamerad zu Reisiger. »Na, du wirst schön müde sein. Erstmal ordentlich pennen.« Dann erzählt er. Dass er seit Anfang hier draußen ist. Und berichtet von seiner Familie. Er sei Bierkutscher, aus dem Harz. Franz Zeitler sei sein Name. Ja, und vor der Mobilmachung habe er zwei Pferde gehabt, von einer Brauerei, Prachttiere. Und dass er sich von denen habe trennen müssen, sei schlimmer gewesen als von Frau und den fünf kleinen Kindern. »Die Alte hat den ganzen Tag gekeift. – Na, hier haben wir Ruhe. Der Krieg hat schon sein Gutes.«

Er schiebt Reisiger in einen Hauseingang. »Hier ist unsere Wohnung.« Er öffnet die Tür: »Das war früher die Schule.«

Ein weißgekalktes großes Zimmer, mit einer schwarzen Tafel an der Wand. Schulbänke fehlen. In der Mitte steht ein Tisch, um ihn herum einige Stühle und große Kisten. Dahinter noch das Katheder auf einem hohen Podest. Im Zimmer zwei Soldaten.

Reisiger schloss die Tür, sagte »Guten Abend.«

Niemand antwortete. Die beiden sahen nicht einmal vom Tisch auf. Sie hatten Feldbecher vor sich, und Papier mit Wurst, und aßen ihr Abendbrot.

Jeder hatte ein Messer in der Hand, mit dem Wurst und Brot in Würfel geschnitten und dann in den Mund geschoben wurden.

Reisiger spürte eine hilflose Müdigkeit. Außerdem fühlte er rote Hitze im Gesicht. Verlegen: was soll ich denn jetzt tun? Noch einmal guten Abend sagen? Oder mich vorstellen? Oder jedem einfach die Hand schütteln?

Da bekam die stumme Gesellschaft plötzlich Bewegung.

Zeitler hatte aus einer Zeitung ein großes fettes Stück Schweinefleisch gewickelt und es vor sich hingelegt. Das erschütterte. Die drei Schweigsamen erwachten aus ihrem Dämmern.

»Franz, du machst ja wieder richtig Fettlebe«, sagte der eine.

»Franz hat ne neue Braut, man merkt's«, sagte der zweite.

Zeitler blähte sich auf, strich seinen Bart: »Tja.« Er schnitt einen langen Fettstreifen ab und zog ihn mit blanken Lippen in den Hals.

Er schluckte und leckte sich die Finger ab. Dabei bemerkte er, dass Reisiger noch immer keine Anstalten machte, auch sein Abendbrot auszupacken. »Nanu, hast du keinen Kohldampf?«, fragte er. Dann: »Mensch, wir haben vergessen, für dich Verpflegung abzuholen. Die gab's ja beim Regiment!« Er sprang auf. »Aber sei man friedlich, Pappa hat's ja.«

Er holte eine zweite Schachtel. Nahm eine Wurst heraus. »So, nun hau feste rein, wir sind ja hier nicht bei armen Leuten. Da ist Brot; nun papp.«

Reisiger taute auf vor dieser Freundlichkeit. Er aß. Er aß ohne aufzusehen. So gut hatte es ihm lange nicht geschmeckt.

Inzwischen hatten die andern die Reste ihres Essens wieder sorgfältig in Zeitungen gewickelt. Sie steckten sich Zigarren an und stützten den Kopf in die Hände. Und dann begann ein Verhör.

»Du bist wohl Student, was?«

»Ja.«

»Na, da wirst du bei unserm Wachtmeister wenig erben. Studierte hat er gefressen. – Ich bin Milchhändler.«

Der das sagte, hieß Julius Stöckel. Er sah aus wie ein Seehund. Hatte kleine schwarze Borsten auf dem Kopf, einen langen herabhängenden schwarzen Schnurrbart, verschmutzte kleine Augen, die lustig umherblickten. Er schien der Witzbold des Quartiers zu sein. Im Laufe der Unterhaltung wurde er immer lebendiger und erzählte schließlich bis in alle Details seine Ehegeschichte. Bei Stellen, die ihm besonders komisch vorkamen, schlug er jedes Mal knallend auf Reisingers Schenkel oder kratzte sich mit dem offenen Taschenmesser, mit dem er vorher gegessen hatte, leidenschaftlich den Kopf.

Sein Hauptpartner war Robert Strümpel, ein Bäckermeister, mit wasserhellen Augen; blass, aufgeschwemmtes Gesicht.

Der tat fein. Mit jedem Wort betonte er den Standesunterschied zwischen sich und einem gewöhnlichen Milchhändler. Sein hannoverscher Dialekt half ihm dabei. Das Wichtigste, was er Reisinger zu erzählen hatte, war die Geschichte seiner Kriegstraung. Rührend. Wenn man ihm auch nur fünfzig Prozent Glauben schenkte, so hatte man immerhin das gute Recht, sich auszumalen: der Bäckermeister habe seine Frau so ungefähr aus einem regierenden Fürstenhaus geholt, und nun tummle sich dieses zarte Mädchen trotz Kriegszeiten und trotz der Aufsicht über die Bäckerei Tag und Nacht in seidenen Hemdchen.

Und Zeitler? Wie er Strümpels plastische Erzählung ungeduldig bis zu Ende angehört hatte, fühlte er sich animiert.

Bei ihm sei ein anderer Ton üblich. Er habe eine »Zanktippe« zur Frau. Ein dolles Biest. Einmal täglich müsse sie Prügel haben, sonst sei nicht mit ihr auszukommen. Aber dann lebe eine Schwägerin bei ihm. Eine Schwägerin, schön wie die Sonne! Na und so.

Erst als die Kerze auf dem Tisch im Stearinsee unterzugehen drohte, stand Zeitler auf. Zeit, schlafen zu gehen!

Für Reisiger eine neue Ratlosigkeit: Wie geht man hier im Felde schlafen? In der Garnison hatten sie gelernt, dass der Soldat vor dem Feind zum mindesten Rock und Stiefel anbehält und auch das Koppel nicht abschnallen darf.

Ja, und nun? Er beobachtete die andern.

Sie dachten nicht daran, sich an die Vorschriften zu halten. Den Rock hatten sie ja schon vor dem Essen abgelegt. Jetzt zogen sie die Stiefel aus und hängten sie sorgfältig an Nägeln auf, die am Kopfboden in die Wand geschlagen waren. Dann wurde bei jedem Platz auf das Stroh ein Woilach gebreitet. Und als alle laut schnaufend sich darauf ausgestreckt hatten, wickelten sie sich mit einem zweiten ein.

Reisiger hatte nur eine Decke aus der Garnison mitbekommen. Sollte er sich also ins bloße Stroh legen? – Aber Zeitler hatte auch jetzt einen Rat. »Du, Reisiger, morgen klaue ich für dich einen pikfeinen Woilach. Heute werden wir einfach beide unter meiner Zudecke liegen. Komm, hau dich hin.«

Reisiger zog sich die Stiefel aus. Seit fünf Tagen das erste Mal; die Füße brannten. Aber er fühlte sich wohl, als er lag. Es war nur etwas ungewohnt, mit einem fremden Menschen unter einer Decke.

Er schlief trotzdem schnell ein.

Einmal in der Nacht wachte er auf, lauschte. Er hörte in der Ferne ein dumpfes Grollen. Dazwischen ab und zu ein etwas helleres Geräusch. ... Er war sofort wach. Er hätte sich gern

aufgerichtet. Aber er wollte Zeitler nicht stören! Das ist der Krieg und da muss die Front sein, dachte er. Eine intensive Sehnsucht überkam ihn, nach vorn, nach vorn! Als sich nach einigen Minuten dieses dumpfe Grollen immer noch nicht gelegt hatte, überwand er alle Scheu, schob leise die gemeinsame Decke beiseite und tastete sich zum Fenster, dessen Kreuz schwarz gegen den Himmel stand. Draußen war nichts zu sehen.

Schließlich stieg er auf die Fensterbank. Da blitzte der Horizont von Zeit zu Zeit in einem rötlichen Licht auf, war manchmal von weißen breiten Streifen beschienen.

Lange stand Reisiger da oben.

Erst als die Kälte ihn schüttelte, kroch er ins Stroh zurück.

## 8

Unser Kronprinz telegraphiert um Rum!

*12 Tassen guter Tee mit Rum im Feldpostbrief,*

*15 solche postfertige Feldpostbriefe zum Wiederverkauf.*

*1 Postkollo M. 9.-.*

*Thür. Ess.-Fabrik, Berlin.*

(Berliner Tageblatt, 30.9.14.)

## 9

Am nächsten Morgen beginnt der Dienst. Und rollt Tag für Tag nach gleichem Schema.

Bald nach dem Kaffeetrinken wird Appell abgehalten. Er besteht meistens darin, dass man zehn Minuten wartet, bis der Wachtmeister erscheint; dann werden Beschäftigungen

für den Vormittag eingeteilt, vor allem das tägliche Waschen des Munitionswagens. Dieser Wagen wird zwar nie von der Stelle bewegt und hat infolgedessen auch keine Möglichkeit, schmutzig zu werden, aber das ist gleichgültig. Von zehn bis eins wird er mit Eimern von Wasser übergossen und mit Putzlappen, die am Abend vorher ausgekocht werden müssen, auf das Sorgfältigste abpoliert. Und wenn endlich einmal durch den vielen Wassergebrauch an irgendeiner Stelle die graue Farbe abgerieben ist, dann wird sie feierlich durch eine neue graue Farbe ersetzt, die man in weiteren acht Tagen von zehn bis eins täglich mit weiteren Eimern von Wasser behandelt, abreibt und durch neue ersetzt. Das nennt man Dienst.

Reisiger wurde täglich deprimierter. Soldat? Kriegsfreiwillig?

## IO

*Der Reichskanzler eröffnete die Verhandlungen mit einer kurzen Ansprache. Er begrüßte die Kommission und bezeichnete die Kriegslage auf beiden Fronten als durchaus günstig. Er wolle heute nur diese kurze Erklärung abgeben, da er morgen im Plenum ausführlichere Mitteilungen machen wolle. Natürlich bleibe noch viel zu tun übrig. Er hoffe, dass der Reichstag wieder volle Einmütigkeit zeigen werde, da gerade diese Einmütigkeit am geeignetsten sein werde, die Truppen zu weiteren höchsten Kraftanstrengungen anzufeuern.*

*Der Reichskanzler trat durchaus zuversichtlich auf. Freilich wies er auf die Möglichkeit einer längeren Kriegsdauer hin und riet dem deutschen Volke, beizeiten den Schmachtriemen anzuziehen. Aber er gab zugleich seiner festen Überzeugung auf den endlichen Sieg Ausdruck. Sein dringender Wunsch war es, dass die Einigkeit des Reichstages auch diesmal in die Welt leuchten möge.*

(Vossische Zeitung Nr. 611, 1.12.1914.)

## II

Kriegsministerium 2.2.14. Nr. 4141/14 G. K. M.

*Die Wiedergabe der Ausführungen des Reichskanzlers in Vossischer Zeitung Nr. 611 vom 1.12.14, betr. Dauer und Folgen des Krieges, ist entstellt und beruht auf grobem Vertrauensbruch, Weiterabdruck und Erörterungen dazu unterdrücken. Exemplar der Zeitung Nr. 611 beschlagnahmen.*

## 12

*Die im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers von dem Reichskanzler geleitete auswärtige Politik darf in dieser kritischen Zeit, die über ein Jahrhundert entscheidet, durch keine offene und versteckte Kritik gestört und behindert werden. Zweifel an ihrer Festigkeit zu äußern, schadet dem Ansehen des Vaterlandes. Das Vertrauen in sie muss gehoben und darf ebenso wenig erschüttert werden, wie das Vertrauen in die militärische Führung.*

(Zusammenstellung von Zensurverfügungen des Kriegsministeriums, des Stellv. Generalstabs u. d. Oberzensurstelle des Kriegspreseamts Berlin, Leitsätze, zu Nr. 3620/14 g. A. 1)

## 13

### Gegen die Schwarzseher

*Der stellvertretende kommandierende General des 7. Armeekorps v. Gayl veröffentlicht in den Zeitungen seines Korpsbezirks eine Mahnung zum Ausharren und Vertrauen. »Ist es wahr«, fragt er, »dass dieses Vertrauen hie und da zu wanken beginnt? Dass Schwarzseher am Werke sind, um in ihren Kreisen flau zu machen*

und die frohe Zuversicht zu dämpfen?« Und er gibt darauf folgende Antwort:

»Sollte das so sein, dann mag es mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Weder jetzt noch je haben wir irgendwelche Ursache, in dem Vertrauen auf den glücklichen Ausgang des Krieges uns beirren zu lassen. Vor 44 Jahren hat unser Schwert sieben Monate nicht gerastet; heute aber sind die Verhältnisse der Kriegsführung, die Zahl der Kämpfer, die Ausdehnung der Fronten ins Ungemessene gewachsen. Und Feinde ringsum! Die Abrechnung mit ihnen, an der uns treue Verbündete helfen, ist aber wahrlich im besten Gange. Im Sturme haben wir, dem Gebote der Notwehr folgend, Belgien erobert; unsere **Truppen stehen unbezwinglich in Ost und West auf fremdem Boden, unsere Schiffe sind der Schrecken der Feinde.** Ein Krieg freilich, in dem jeder Tag einen neuen Sieg brächte, in dem es keinen Wechselfall, keinen Rückschlag gäbe, wäre in der Tat ein merkwürdiger Krieg! Die beste Gewähr für einen glücklichen Ausgang ist der **herrliche Geist unserer Truppen.** Je näher am Feind, desto stürmischer ihr Kampfesmut, ihre Begeisterung, ihr Wille zum Siege. Und unter uns, die wir hinter der Front wie im Schatten des Friedens leben, sollte einer verzagen? **Tue ein jeder in erhöhtem Maße seine Pflicht** und helfe er vor allem wirtschaftlich mit an der Stärkung unserer Kriegsrüstung; dann dürfen wir alle mit fester Zuversicht auf den Sieg unserer guten Sache hinübertreten ins neue Jahr! Gott schütze Kaiser und Reich!«

General v. Gayl hat mit seiner Aufforderung zur Festigkeit durchaus recht. Aber vielleicht wäre diese Predigt gegen die Flaumacher nicht nötig gewesen, wenn sich einzelne Kreise beim Beginn des Krieges in der Verteilung von Vorschusslorbeeren etwas größere Zurückhaltung auferlegt hätten.

Die Verbreitung  
unwahrer Siegesnachrichten strafbar

*Das Generalkommando des 10. Armeekorps teilt dem »Hann. Courier« mit: Verschiedene Vorgänge in der letzten Zeit machen es notwendig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass auch **Ausstreuungen und Verbreitungen nicht erweislich wahrer Siegesnachrichten unter die Strafbestimmung der Bekanntmachung vom 15. Nov. 1914** fallen. Sie sind im hohen Grade geeignet, die Bevölkerung zu beunruhigen und das Vertrauen in die oberste Heeresleitung zu erschüttern. Gegen die Urheber solcher falscher Nachrichten wird unnachsichtlich vorgegangen werden; sie werden, wenn die Gesetze nicht eine höhere Freiheitsstrafe bestimmen, mit **Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft**. Die Verhängung einer Geldstrafe ist ausgeschlossen. In mehreren Fällen ist ein Strafverfahren bereits eingeleitet.*

(Berliner Tageblatt, 29.12.1914)

*Restaurant »Central-Hotel«*

*Silvester-Feier*

*Beginn des Festessens 9 Uhr*

*Speisenfolge:*

*Austernpastetchen*

*Klare Schildkrötensuppe in Tassen*

*Lendenschnitten mit verschiedenen Gemüsen*

*Holländer Hummer, kalt, mit Tiroler Tunke*

*Junge Pute mit Kastanien gefüllt*

*Escarolsalat und Dunstobst*

*Berliner Pfannkuchen  
Käsebissen – Näschereien  
Überraschungen*

(Inserat vom 31.12.1914)

16

*Circus Alb. Schumann*

*Bei kleinen Preisen*

*Ost und West*

*Großes patriotisches Schaustück aus der Gegenwart*

*in 4 Akten*

*1. Akt. Die Russen in Galizien*

*2. Akt. Deutsche in Belgien*

*3. Akt. Unsere Helden in Frankreich (Kriegsepisoden)*

*4. Akt. Angriff auf eine Festung*

*Die phänomenale Schluss-Apotheose*

*400 Mitwirkende. 2 Musikkapellen. Sängchor*

(Berliner Tageblatt, 27.12.1914)

## Zweites Kapitel

### I

In der Nacht zum 20. Januar 1915 bekam der Kriegsfreiwillige Adolf Reisiger den Befehl, sich am nächsten Morgen 5 Uhr 30 in der Feuerstellung der 1. Batterie F.A.R. 96 zu melden.

Sachen packen. Schnürstiefel in den Tornister, Kochgeschirr gereinigt, Trinkbecher abgewaschen, die Decke gerollt. Reisiger machte sich auf den Weg. Die anderen schliefen. Adieu zu sagen, verbot der soldatische Anstand. Wegweiser gab es nicht. Auch der Posten am Dorfende hatte keine Ahnung von der Feuerstellung 1/96. Er gab den Rat, immer dorthin zu gehen, wo die Leuchtkugeln aufstiegen, und wo zuweilen einem rötlichen Blitz ein dumpfer Schlag folgte.

Reisiger war voller Aufregung. Vor ihm, das wusste er, liegen Kameraden. Aber neben ihm dehnt sich die schwarze Ungewissheit. Was ist »die Front«? Und was ist »der Feind«, der irgendwo lauert, nahe oder fern, und dessen Fangarme man nicht abschätzen kann?

Die breite Chaussee, an der rechts und links Pappeln stehen, war einstweilen eine zuverlässige Richtschnur.

Reisiger marschierte.

Einmal gab es einen Schreck. Hinter ihm fauchte es, brach ein Lärm aus, näherte sich mit unsinniger Geschwindigkeit. Reisiger sah sich um, erblickte nichts. Hörte lauter, sprang links hinter einen Baum. Dann: ein Motorradfahrer, unbeleuchtet, jagte an ihm vorüber. Und wieder Ruhe.

Aus einer Stunde Marsch waren zwei geworden.

Die Uhr zeigte 5,10. Längst hatten es die weißen Leucht-  
kugeln aufgegeben, dem schwarzen Himmel Konkurrenz zu  
machen. Auch die dumpfen Schläge hatten aufgehört. Es war  
eine absolute Stille. Nichts regte sich. Das Gefühl »mir geht es  
gut« nahm Besitz von Reisinger. Er ging schneller. Am liebsten  
hätte er gesungen. Aber ein Absatz aus den Dienstvorschriften  
stieg vor ihm auf, der besagte, dass man am Feind nicht singen,  
nicht sprechen, nicht einmal rauchen darf.

Da gab es einen kurzen, harten Knall neben seinem Ohr.  
Ein singender Ton zog an ihm vorüber, beinahe: als zwitschere  
ein Vogel. Der Ton endete mit einem harten Schlag drüben an  
einem Baum.

Das war ein Gewehrschuss! Der zerschlug kurz und bündig  
alle Gedanken an Wohlbefinden, an Rauchgelüste.

Reisinger steckte die Hände in die Taschen und ging noch  
schneller.

Schließlich sah er links, dicht an der Chaussee, matten,  
gelblichen Lichtschein. Nach wenigen Minuten ein halblautes  
»Halt, wer da?« Die Batterie 1/96 war erreicht.

## 2

Hauptmann Mosel langweilte sich entsetzlich. Langeweile war  
seine Hauptbeschäftigung seit vier Monaten. Der verfluchte  
Stellungskrieg! Wo ist eine Betätigung, wie sie anständigen  
aktiven Offizieren zukommt? Wenn man noch an September  
1914 denkt! – Da war man, zu Pferd selbstverständlich, täg-  
lich mit Hurra offen aufgefahren, hatte abprotzen lassen, hatte  
im direkten Richten zwanzig, dreißig Schuss aus der Flinte  
gejagt. Ach, wie die Engländer aus den Getreidehocken ge-

sprungen waren, mit langen Beinen, die so gut zu dieser Rasse passen! Und man hatte, selbstverständlich, Brei aus ihnen gemacht. Dann aufgeprotzt, Anhöhe herunter, im Galopp hinterher bis zur nächsten, und dasselbe Theater drei-, viermal am Tag. Und jetzt, hier, saß man fest. Auch hohe Lackstiefel und die graue Litewka mit den schwarzen Aufschlägen konnten nicht trösten.

Seit Wochen fiel kein Schuss vom Feind, und, was viel schlimmer war, seit Wochen durfte man selber nicht schießen. Man lag sich auf drei Kilometer gegenüber, als ob man miteinander befreundet und beiderseits laut freundlicher Vereinbarung in einen gesegneten Winterschlaf verfallen wäre. Sinnlos!

Jetzt gab es kommissige Befehle, in der Feuerstellung Fußdienst abhalten zu lassen und Geschützexerzieren zu betreiben. »Krieg in Unterhosen« nannte Mosel diesen Sport.

Erträglicher wurde es nachts. Die Batterie baute im Schützengraben eine Beobachtungsstelle. Von 11 bis 4 Uhr früh wurde geschaut. Fast alle Mannschaften waren auf den Beinen. Gut, das war Bewegung, hatte einen Hauch von Feldleben.

Mosel kroch von 11 bis 4 Uhr jede Nacht zwischen seinen Leuten umher, tauchte bei den Schanzkolonnen auf, schnaubte zwischen die Zähne hindurch Befehle, verschwand, zeigte sich bei der Infanterie in der ersten Linie, war dauernd hier und dort.

Er glich einem Jagdhund, die Nase auf Spuren, wo ist die Beute, das Opfer, such, such!

r/F.A.R. 96 besteht aus sechs Geschützen. Sie haben den Feldzug seit Beginn des Krieges mitgemacht und sind noch alle unversehrt. An den Schutzschilden sieht man wie Pockennarben den Anprall von Schrapnellkugeln, aber das Stahlblech war zuverlässig und – bei Le Cateau hat es sich bestätigt – die Munition des Feindes soll nach allgemeinem Urteil nichts taugen.

Die Geschütze stehen, rechts neben sich je einen Munitionswagen, mit etwa zwanzig Schritten Abstand, das eine neben dem andern, fast in einer Reihe. Sie sind nicht eingegraben, sondern auf blanker Erde. Hauptmann Mosel hält es nicht für nötig, Schanzarbeiten machen zu lassen. Das Gefühl von Deckung verführt zur Feigheit. Und außerdem sind Erdarbeiten vom feindlichen Flieger seiner Auffassung nach sehr leicht festzustellen. So geschieht also nur, dass man etwas Sand gegen die unteren Schilde wirft und dass man als Deckung große Zeltbahnen über jedes Geschütz und jeden Munitionswagen breitet. Und nun, siehst du es von Weitem, könntest du glauben, graubraune Gebirge einer Mondlandschaft vor dir zu haben.

Auch als eines Tages der Regimentskommandeur die Stellung besichtigt und Zweifel äußert, ob nicht am Ende Flieger doch die Batterie, die ja in einem großen Rübenfeld steht, als braunen und deshalb auffälligen Streifen erkennen könne, wird nicht mehr geändert, als dass man Rüben köpft und Köpfe mit Stiel und Blättern sorgsam auf die Zeltbahnen verpflanzt.

Rechts außerhalb der Batterie wohnt die Mannschaft. Da ist Loch neben Loch. Die Wände aus dickem Lehm. Das Dach aus Rübenköpfen auf Teerpappe. Ohne Fenster, ohne

Tür. Die Eingangsöffnung verschließt eine Zeltbahn. Das genügt, um die Wärme der kleinen Kanonenöfen reichlich zu halten. Stühle und Tische gibt es nicht, und die Erde, nur in weniger besser möblierten Räumen mit Holzrosten bedeckt, bildet das nicht sehr breite Bett. Drei Mann schlafen in jedem Loch. Am äußersten Ende siehst du den Unterstand des Batterieführers. Mosel hasst jeglichen Komfort. Schon ein Ofen war ihm so lange zuwider, bis seine Füße streiken wollten. Jetzt brennt das Feuer und macht es ihm möglich, auf einer Margarinekiste Briefe zu schreiben. Und seit drei Monaten von Sonntag zu Sonntag die Meldung an die Abteilung: dass der Zustand der Mannschaft unverändert gut, der Munitionsbestand unverändert der gleiche, und im Übrigen an der Front keinerlei Neuigkeiten festzustellen seien.

#### 4

Reisiger war dem dritten Geschütz der Batterie zugeteilt worden. Mit ihm im gleichen Loch wohnten der Kriegsfreiwillige Herrmann, und Reservist Süßkind.

An diesem Sonntag schlief man bis 1 Uhr mittags. Dann knurrte der Magen. Reisiger, der Jüngste, musste kochen. In einer Konservenbüchse in der Ecke des Unterstandes quollen Erde, Reis und Nudeln. Das tat er in Wasser und setzte es auf den Ofen. Als es gar war, verteilte man es gerecht in drei Teile und aß es mit Marmelade. Das Rezept war neu, Reisigers Erfindung. Da es selbst dem »Alten Mann« Fritz Süßkind gut gefiel, war schnell Freundschaft geschlossen. Reisiger bot nach Tisch Zigaretten an. Es ergab sich ein Gespräch.

Süßkind: »Bist du schon lange draußen?«

Reisiger: »Ich war bei der Kolonne, bin jetzt zum ersten Mal in Feuerstellung.«

Herrmann: »Gefällt es Ihnen bei uns?«

Süßkind: »Zu dem kannst du ruhig du sagen, der ist auch nicht weniger als wir.«

Reisiger (verlegen): »Gut. Nur – ich habe mir den Krieg ganz anders vorgestellt.«

Süßkind: »Ja scheiße! Mensch, das ist alles Dreck, was du dir auch vorstellst. Und ich sage dir, wenn wir hier nicht bald durchbrechen, sind wir nächste Weihnachten auch noch nicht zu Hause.«

Reisiger: »Seit Anfang an dabei?«

Süßkind: »Klar, ich bin mit dem Alten ausgerückt. – Das ist ein patenter Junge, der Mosel. Er ist jetzt bloß so krötig, weil nichts los ist.«

Herrmann: »Ich bin seit Weihnachten in der Batterie. Ich habe noch keinen Schuss gesehen. Und wir haben auch noch nicht gefeuert.«

Süßkind: »Na und die Beobachtungsstelle vorn ist doch auch Quatsch. Das machen sie bloß, damit wir Bewegung haben.«

Reisiger: »Sie meinen nicht, dass der Feind hier mal durchbricht? Wenn Frühling wird, soll doch irgendetwas erwartet werden, steht in den Zeitungen.«

Süßkind: »Lass ihn man durchbrechen. Der hat kein Glück mit uns. Mein Lieber, da kennst du Mosel schlecht. Wenn der erst mal gereizt ist, bleibt kein Auge trocken.«

Reisiger: »Ich möchte schon mal dabei sein.«

Süßkind: »Nur nicht drängeln. Besser als hier, sage ich mir immer, kann man es gar nicht haben. Was willst du denn mehr? Wir haben unsere Wohnung und haben jeden Tag unser Essen und haben keine Sorgen. Mein Lieber, du kannst mir glauben:

Eine ganze Masse von uns haben zu Hause in Zigarrenkisten schlafen müssen, und hier können sie sich richtig ausstrecken. Und schließlich ist das mit dem Heldentod doch auch so eine Sache. Damals, September 14, wie wir das letzte Gefecht hatten, da haben wir rund vierzig Mann verloren. Und da war ein alter Fahrer dabei, dem sie den Kopf abgerissen haben, und der hat immer gesagt, lieber fünf Minuten feige, hat er gesagt, als das ganze Leben tot.«

Alle lachen. Adolf Reisiger denkt an viele Artikel der Kriegsberichterstatter, in denen immer wieder vom »unverwüstlichen Humor unserer braven Feldgrauen« die Rede ist. Voilà!

Das Gespräch lebt nicht wieder auf. Süßkind hat sich inzwischen auf die Seite gerollt und schläft. Der Kriegsfreiwillige Herrmann nimmt aus seiner Mütze einen Bogen Papier und beginnt einen Brief zu schreiben. Wer von Unterstand zu Unterstand geht, kann feststellen, dass beinahe jeder Mann auf den Knien seine Mütze und auf der Mütze ein Stück Papier hat und mit mehr oder minder geübter Hand Schreibarbeit verrichtet.

## 5

Brief des Hauptmanns Mosel an seine Frau:

*Liebe Leni! Sonntagnachmittag, zum Verrecken langweilig. Mir hat man vor 14 Tagen (oder schrieb ich Dir das schon) den Leutnant Keller abkommandiert, und jetzt sitze ich hier in knietiefem Dreck in einer blödsinnig langweiligen Bude und kann mit keinem Menschen ein vernünftiges Wort sprechen. Bin hier der einzige Offizier, werde aber schleunigst den Antrag stellen, dass man mir irgendeinen Leidensgenossen in die Stellung raufschiekt. Denn Oberleutnant Busse, der ja zu 1/96 gehört, wechselt mit mir*

*alle drei Tage ab und haust also jetzt unten bei den Protzen. Was mache ich? Ich lasse mir jeden Morgen mit dem Verpflegungswagen eine Flasche Sekt raufschicken und trinke auf Dein Wohl. Im Übrigen beneide ich Deinen Bruder Karl. Im Osten ist eben doch anderer Zug, und ich sehe schon kommen, dass die drüben den Laden schmeißen. Und wir stehen da und es ist noch sehr die Frage, ob ich dann planmäßig Major werde. Von E.K. I übrigens keine Spur.*

Brief des Vizewachtmeisters Michaelis an seine Braut:

*Meine liebe Braut! Habe gestern Dein liebes Feldpostpäckchen mit Zigarren bekommen und sage ich Dir herzlichen Dank dafür. Die Zigarren sind gut. Wir leben hier bon wie Gott in Frankreich. Ich wollte, dass Ihr zu Hause ebenso lebt. Viel zu essen und gar nichts zu arbeiten. Von mir aus könnte der Krieg noch zehn Jahre so weitergehen. Und dann würde ich auch bestimmt Feldwebelleutnant und wir könnten heiraten. Schick bitte keine wollne Leibbinde mehr, da ich noch zwei von Dir habe und wir zu Weihnachten beim Liebesgabentransport noch viele bekommen haben, wovon auch drei auf mich fielen. Dabei ist der Winter nicht sehr kalt.*

Aufzeichnung Reisigers:

*Feuerstellung vor Arras. Bin sehr glücklich. Nette Kameraden (ja, es gibt wirklich so etwas; alles wie eine große Familie, auch hier an der Front). Der Hauptmann ist komisch: beachtet mich überhaupt nicht, hat mich nicht einmal verhört, als ich mich bei ihm meldete. – Scheint sehr beliebt zu sein. – Jetzt ist Nachmittag. Was werden sie in Deutschland heute machen? – Ich werde noch etwas schlafen.*

Meldung von F.A.R. 96 an Division:

*Beobachtung 1/96 meldet Schanzarbeiten im feindlichen Graben bei Punkt 308. Sonst im Abschnitt nichts Neues.*

Meldung der Division an A.O.K.:

*Im Abschnitt der I.D. nichts Neues. Feind versuchte in der letzten Nacht vor der 6. Kompanie I.R. 186 eine Sappe vorzutreiben. Die Kompanie eröffnete Schützengfeuer. Der feindliche Versuch muss als vereitelt angesehen werden.*

Großes Hauptquartier, 20. Januar 1915:

*Bei Notre Dame de Lorette nordwestlich Arras wurde dem Feinde ein 200 Meter langer Schützengraben entrissen, dabei sind 2 Maschinengewehre erbeutet und einige Gefangene gemacht.*

## 6

Das sonntägliche Gefühl schwand bei Sonnenuntergang. Die Gruppen treten für die Nacharbeit zusammen. Diesmal sind die Schanzarbeiter verstärkt worden, der Bau des Beobachtungsstandes im Schützengraben muss innerhalb der nächsten 48 Stunden fertig sein! In der Batterie bleiben also nur zwei Mann pro Geschütz, dazu Wachtmeister Conrad und zwei Unteroffiziere.

Die andern setzen sich, stumm, gegen den Bahndamm hin in Bewegung.

Bald schleppt alles Eisenbahnschwellen, Schienen und Stacheldraht.

Reisiger ist voller Spannungen. Er empfindet es nach der Ruhe des Sonntags als ein beglückendes Gefühl, Soldat hier an der Front sein zu dürfen. Und wie er stumm hinter seinem

Vordermann hertrabt, wird aus diesem Gefühl Stolz. Wie armselig, denkt er, ist das Leben unten in der Kolonne. Natürlich, auch da müssen Menschen sein, und, natürlich, auch sie tun ihre Pflicht; aber wenn man Soldat ist, gehört man an den Feind!

Er schleppt gemeinsam mit Kerner eine Schwelle. Als sie an der Beobachtungsstelle angekommen sind, lassen sie sie zu Boden gleiten. Sie poltert dumpf, gibt den einzigen Lärm in der Stille.

Die Nacht ist sternklar. Die weiße kalkige Linie des eigenen Grabens lässt sich nach beiden Seiten weithin verfolgen.

Also das ist unser erster Graben? – Reisiger Neugier ist geweckt. Wo ist die Infanterie? – Man sieht nichts. Vielleicht, dass im Mondlicht undeutliche Schatten sich rühren. Das ist alles. – Und wo ist nun der Feind?

Reisiger greift mit den Händen hoch, zieht sich an der Wand nach oben. Steckt schließlich den Kopf vorsichtig über die Böschung.

Wieder eine weiße Linie, schmaler, stellenweise überdunkelt.

»Dir werden sie noch in die Schnauze schießen, wenn du deinen Rüssel nicht wieder einziehst«, sagt Kerner, der auf der Grabensohle stehen bleibt und dumpf gähnt.

»Ich habe doch noch nie einen feindlichen Graben gesehen.«

»Sprich leise, du Affe, oder denkst du denn, die da drüben haben keine Ohren? In der Nacht hört man kilometerweit. Wir haben Heiligabend sogar die Glocken von Arras gehört. – Sei mal ganz still.«

Dabei schiebt sich Kerner neben Reisiger. Beide lauschen. Reisiger hält den Atem an. Er spürt, dass sein Herz gegen den Kalk schlägt.

Seltsam: ja, in der Ferne hört man Geräusche. Ein Hund heult heiser ein paarmal auf. Einmal reißt der Pfiff einer Lokomotive durch die Luft. Außerdem zittert das Klirren und Rattern von Wagen.

Das also ist der Feind!?

Aber keinen Augenblick kommt das Bewusstsein »Feind« in Reisiger auf. Das alles klingt wie friedliches Leben. Hundebellen, Lokomotivenpfiff, Geräusch von Wagen: das alles ist fast eine Vision der Heimat.

Im Sommer, in den Ferien, wenn es warm war und man nicht schlafen konnte vor den seltsamen Erregungen einer Augustnacht, dann gab es in der Heimat diese Geräusche.

Oder auch die wirren Träume der Kindheit umschlossen das alles. Der Hund beim Nachbar war durch fremde Schritte gestört. Der Zug schickte sich zur Reise in unbekanntes Land an. Und dann führen schüttelnd Wagen durch die Nacht; die alte Droschke, in der der Arzt oft noch zu Kranken gerufen wurde, ein Kremser mit müden Menschen, die vom Sommerfest kamen, Heuwagen, die den Sonnenuntergang verpasst hatten und sich nach der Scheune sehnten.

Reisiger brennt seine Augen in die Ferne.

»Du, Reisiger –«

»Lass mich doch hier.«

Kerner stößt ihm in die Seite: »Du bist ja verrückt, Mensch, wir müssen doch zurück und neue Bohlen schleppen; wenn uns der Alte hier schnappt, haucht er uns gehörig an. Komm.«

Er springt nach unten und reißt Reisiger am Rock nach. »Nun mach schon, dass wir weiterkommen. Du weißt ja, fünfmal muss jede Kolonne traben. Wenn wir uns nicht beeilen, sind wir morgen früh noch hier.«

Also traben sie.

Als sie das vierte Mal ihre Last an der Beobachtung abgeworfen haben, keucht Reisiger: »Es ist doch eine verflucht schwere Arbeit.« Er hat das Gefühl, als seien beide Schultern durchgedrückt und wund. Er lehnt sich erschöpft gegen die Grabenwand und kaut an einem Grashalm.

Kerner wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Du kannst wohl nicht mehr? Ja, Junge, gelernt ist gelernt –«

Er dreht sich ab. »Na, komm schon. Oder willst du noch ein bisschen hier liegen bleiben. – Also ich gehe, du kannst ja langsam nachtippeln.«

Reisiger ist nun ganz allein.

»Pfui Deibel, diese Schufferei! – Und Durst! – Wo wohl die Infanterie ist? Da müsste doch irgendwas zu trinken sein.«

Reisiger überlegt nicht lange. Was kann mir schon passieren. Schließlich bin ich ein junger Soldat – und kann mich mal verlaufen haben.

Er macht ein paar Schritte nach rechts, hinein in die Windung des Grabens.

Dann bleibt er stehen. Erschrocken. Vor ihm, da, ein Mensch. Der rührt sich nicht, dreht nicht einmal den Kopf nach ihm, als er sich leise räuspert.

Aha, ein Infanterist!

Reisiger sagt schüchtern »Guten Abend«. Der Infanterist nimmt seinen Kopf ein wenig zur Seite. »Bist wohl von der Artillerie?«

Dann kommen sie ins Gespräch.

Soso, Artillerist, Kriegsfreiwilliger, das erste Mal hier vorn im Graben? – Das war ein gefundenes Fressen für den alten Krieger. Er beginnt zu erzählen. Aufzuschneiden.

Ja, der Krieg hier vorn! Eine dolle Sache! »Ihr Artilleristen habt ja gar keine Ahnung, wie es uns geht. Steh du mal Tag

und Nacht vor den Franzosen – mein Lieber, da kannst du was erleben!«

Reisiger begreift sehr wenig. Wie er den Mann ansieht, dick in einen Mantel gehüllt, das Gewehr neben sich an die Wand gestellt, kann er nicht verstehen, dass hier vorn der Krieg so heftig sein soll. Der erste feindliche Graben liegt nur 200 Meter von hier entfernt? – Merkwürdig. Das ist ja wirklich keine Entfernung.

Aber Gefahr?

Er hat das Gefühl völliger Gefahrlosigkeit. – 200 Meter? – »Natürlich muss man hier mächtig auf dem Kien sein, sonst kommt der Franzmann plötzlich rüber – und schon schnappt er uns«, sagt der Infanterist. »Wir haben ja natürlicherweise auch schwere Verluste«, fügt er hinzu.

Verluste?

Reisiger lauscht hinaus. Kein Schuss. – Verluste, und kein Schuss? – Ach, der Kerl schwindelt. Außerdem spricht er so geringschätzig von der Artillerie. Unangenehm.

Reisiger dreht sich um und verabschiedet sich. »Na so schlimm wirds schon nicht sein.«

Als er zu der Baustelle des Beobachtungsstandes zurückkehrt, ist kein Mensch mehr da. Er sieht das aufgehäufte Material, die andern scheinen also ohne ihn abgerückt zu sein. Ihn packt die Unruhe: das gibt Krach. Oder ich muss versuchen, die Kameraden noch vor der Feuerstellung einzuholen. – Soll ich querfeldein laufen? Dann schaffe ich es bestimmt.

Einen Augenblick zögert er. Aber schnell verschiebt er die Besorgnis, die aufkommen will, stemmt sich an der Rückwand des Grabens hoch, steht oben, auf freiem Feld. Er sieht kurz in Richtung auf den Feind; danach wendet er ihm den Rücken zu und geht in Richtung auf die Batterie. Der Weg querfeld-